

DAS INTERDISZIPLINÄRE GESPRÄCH

Über das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung

HEINER GEMBRIS IM GESPRÄCH MIT PHILIPP MAYRING

Gembris: In den Sozialwissenschaften ist in den letzten 10-20 Jahren ein zunehmender Trend zu qualitativen Forschungen zu beobachten, eine Tendenz, die in jüngerer Zeit auch in der musikpädagogischen Forschung festzustellen ist. Ist dieser Trend, wie manche behaupten, eine Modeerscheinung? Wo sind die Ursachen dieses Trends?

Mayring: Eine Modeerscheinung ist es, glaube ich, nicht. Ich denke viel eher, daß sich der Trend zur qualitativen Forschung begründet aus der immer stärker werdenden Kritik an einseitig quantitativ, naturwissenschaftlich orientierten Verfahrensweisen. Es war historisch ja so, daß sich die Sozialwissenschaften als eigenständige Disziplinen vor allem gegenüber der Philosophie dadurch abgegrenzt haben, daß sie die geisteswissenschaftlichen Traditionen etwas in den Hintergrund gedrängt haben und sich ein eigenes Gesicht durch eher systematischere, naturwissenschaftlich-experimentell orientiertere Forschung geben wollten.

Das gilt für die Psychologie, als die ersten Psychologielehrstühle gegen Ende des letzten Jahrhunderts eingerichtet worden sind. Ähnliches gilt auch für die Soziologie, auch für die Pädagogik.

Man hat sich betont naturwissenschaftlich gegeben und sich, gestützt durch eine positivistische oder neopositivistische Wissenschaftstheorie, diesen methodologischen Monismus kultiviert. Dadurch hat man sich natürlich abgrenzen können, aber heute merken wir, daß diese Abgrenzung zu weit gegangen ist.

Heute sind wir so weit, zu sehen, daß eine solche Ausrichtung einseitig wird. Die Soziologie hat gemerkt, daß die großen Repräsentativumfragen von Forschungsinstituten, durchgeführt an der Haustüre, zwar repräsentative, aber nur sehr oberflächliche Daten erbringen. Die Psychologie hat gemerkt, daß sie mit Laborexperimenten Dinge herausfindet, die nicht unbedingt auf den Alltag verallgemeinerbar sind. Man merkt also überall die Grenzen und versucht nun auch wieder ein neues, wieder qualitativ orientiertes

Wissenschaftsverständnis zu etablieren. Also keine Modeerscheinung, sondern eine notwendige Korrektur, würde ich sagen.

Gembris: Gab es neben der Tradition der experimentellen Psychologie, die sich von den "qualitativen" Verfahren der Philosophie absetzen wollte, gab es da auch qualitative Strömungen, die im Laufe in der Zeit verdrängt worden sind?

Mayring: Es gab natürlich beides immer gleichzeitig, es gab die Tradition der hermeneutischen Forschung, sowohl in der Psychologie, als auch noch stärker in der Pädagogik, als auch zum Teil in anderen Disziplinen wie der Soziologie. Richtige Verdrängungsphasen gab es zum Beispiel aber, was die Psychologie angeht, in den 50er Jahren - das ist beschrieben worden unter dem Stichwort Amerikanisierung der deutschen Psychologie - eine Zeit, in der die geisteswissenschaftliche Forschung vor allem noch in der Persönlichkeitsforschung stattgefunden hat. Und in den 50er Jahren haben dann faktorenanalytische Persönlichkeitsmodelle aus Amerika Einzug gefunden und mit der Zeit solche geisteswissenschaftliche Ansätze verdrängt.

Gembris: Im Vorwort zu Deinem jüngst erschienenen Buch "Einführung in die qualitative Sozialforschung" schreibst Du, ich darf zitieren, daß "qualitative Forschung keine beliebig einsetzbare Technik ist, sondern eine Grundhaltung, ein Denkstil". Worin besteht nun diese Grundhaltung?

Mayring: Damit soll vor allem ausgedrückt sein, daß es keine eindeutige Abgrenzung zwischen qualitativer und quantitativer Forschung gibt, daß man kein eindeutiges Unterscheidungskriterium finden kann, daß es mehr auf den Wissenschaftsstil ankommt. Worin besteht dieser Wissenschafts- oder Denkstil? Man möchte andere Schwerpunkte setzen, man möchte in der qualitativ orientierten Forschung wieder der Beschreibung einen breiteren Raum widmen, der Deskription des Gegenstandsfeldes. Anstatt deduktiv irgendwelche Hypothesen zu testen, versucht man seinen Gegenstand erst deskriptiv zu erfassen. Das ist ein wichtiger Punkt. Ein zweiter wichtiger Punkt wäre, daß man in den Sozialwissenschaften immer davon ausgeht, daß der Gegenstand sprachlich vermittelt ist; daß es keine objektiven Gegenstände gibt, sondern Gegenstände immer durch subjektive Bedeutungen vermittelt sind, durch Sprache. Und die muß man natürlich interpretativ erfassen, die kann man nicht immer direkt messen. Also dieser inter-

pretative Schwerpunkt wäre ein zweites Merkmal. Ein drittes Merkmal wäre, ich habe das schon erwähnt, das Ansetzen am Alltag, also nicht an Laborsituationen, die zwar kontrolliertere Ergebnisse erbringen können, aber eben nicht immer verallgemeinerbar sind auf alltägliche Situationen, auf Alltagsprobleme.

Gembris: Der letztgenannte Gesichtspunkt trifft übrigens auch für die Musikpsychologie zu, in der sich etwa seit Mitte der 80er Jahre die Einsicht durchsetzt, daß die Art von experimenteller Forschung, die darauf orientiert war, statistische Verfahren aus der Psychologie zu übernehmen und fast ausschließlich quantitativ vorging, dazu geführt hat, daß die untersuchten Probleme nichts mehr mit dem Alltag zu tun hatten, wodurch dann auch die Musikpsychologie vielleicht etwas ins Abseits geraten ist. Dessen ist man sich heute bewußt geworden und versucht, dem entgegenzusteuern, z.B. indem man sich mit Alltagsproblemen beschäftigt; ich denke auch an das Stichwort Lebenswelt, das in die die Musikpsychologie eingezogen ist.

Mayring: Der Vorteil eines solchen Forschungsansatzes ist natürlich, daß man die Forschungsergebnisse auch direkt wieder auf die Praxis beziehen kann, also leichter Anwendungsgebiete der Forschung finden kann.

Gembris: Im Unterschied zur quantitativen Forschung beziehen sich qualitative Forschungsarbeiten, zum Beispiel Biographiestudien, in der Regel nur auf sehr wenige Versuchspersonen. In Einzelfallstudien reduziert sich die Anzahl sogar auf $n=1$ (Klassisches Beispiel: Psychoanalyse). Und da wird oft gefragt, ob aus solch kleinen Stichproben überhaupt allgemeine Schlüsse gezogen werden können. Dazu kommt auch, daß keine Stichproben nach dem Zufallsprinzip gezogen werden und in der Regel auch keine statistischen Analysen durchgeführt werden. Wie verhält es sich also mit der Verallgemeinerbarkeit von qualitativen Forschungsergebnissen?

Mayring: Es gibt wichtige wissenschaftliche Forschungsansätze, die nicht unbedingt auf große Stichproben angewiesen sind. Beispiel: Wenn ich eine Allaussage, eine allgemein gültige Aussage, widerlegen will, dann reicht mir ein ganz spezifisches Beispiel, um sie in ihrer allgemeinen Bedeutung schon zu widerlegen. Das weist auch auf die mögliche kritische Funktion qualitativ orientierter Ansätze hin. Es gibt andere Bereiche, Vertiefungen

zum Beispiel, bekannte Zusammenhänge weiter auszuleuchten, indem man noch weiteres, tiefergehendes Material findet, einen schon oberflächlich gefundenen Variablenzusammenhang erklärt.

Es gibt aber auch den Bereich der Deskription, in dem es durchaus sinnvoll sein kann, deskriptive Kategorien zu finden, ohne daß man dazu repräsentative Stichproben braucht.

Auf der anderen Seite kann man natürlich auch versuchen, Daten, die an kleinen Stichproben oder an Einzelfällen gewonnen sind, zu verallgemeinern. Allerdings geht das nicht so automatisch, wie bei einer repräsentativen Stichprobe. Wenn man Einzelfallanalysen verallgemeinern will, dann ist der erste wichtige Punkt, daß man die Fälle genau auswählt. Man darf nicht irgend einen Fall auswählen, sondern man muß versuchen einen Fall zu bestimmen, der besonders repräsentativ ist. Der Idealtypus beispielsweise von Max Weber wäre so ein Ansatz. Oder man wird einen Fall nehmen, der besonders häufig vorkommt, oder einen Fall, der besonders selten vorkommt, an dem man vielleicht wichtige Dinge erklären könnte, der vielleicht einen Extremtypus in irgendeiner Art und Weise darstellt. Man wählt die Fälle bereits nach bestimmten Kriterien aus, so daß sie später leichter verallgemeinerbar sind. Weiterhin wird dann eine gute Einzelfallanalyse in der Folge über den einzelnen Fall immer hinausgehen und wird versuchen, weitere Einzelfälle heranzuziehen, um so zu generalisieren, zu allgemeineren Aussagen zu kommen. Aber eines ist natürlich richtig: die Verallgemeinerbarkeit ist ein Grundproblem qualitativ orientierter Ansätze. Man kann sie hier nicht automatisch durch die größte Stichprobe lösen oder durch erprobte Verfahren herstellen, man muß vorsichtiger argumentieren.

Das wäre also ein Wesenszug qualitativer Forschung, das argumentative Verallgemeinern, das vorsichtiger, begründende, Argumente-anführende Verallgemeinern.

Gembris: Ein typisches Problem qualitativer Forschung besteht darin, daß man vor einem riesigen Berg relativ unstrukturierter Daten steht. Welche konkreten Strategien gibt es, dieser Daten Herr werden?

Mayring: Das Problem der Datenmengen ist kein typisches für qualitative Ansätze. Es stellt sich in jeder Art von Forschung, seien es jetzt Computerauszüge oder Interviewtranskripte. In jedem Fall sollte eine gut fundierte Forschung die Datenreduktion vorher bedacht haben. Schon zu Beginn des

Forschungsprojektes sollten Überlegungen angestellt werden, wie man das Material später strukturiert und auswertet. Speziell in der der qualitativen Forschung ist da ein Bereich wichtig geworden, der mit dem Stichwort Aufbereitungsmethoden zu bezeichnen wäre. Man kann bereits vor der Auswertung des Materials die erhobenen Daten strukturieren und bereits so reduzieren, daß sie leichter auswertbar sind, beispielsweise indem man bei sehr ausführlichen Interviews nicht alles blind transkribiert, sondern nach bestimmten Kriterien Material auswählt, das man dann später analysieren will. Genauso gilt das für Beobachtungsverfahren, teilnehmende Beobachtung oder Feldforschung beispielsweise, die in der qualitativen Forschung sehr wichtig ist. Auch hier kann man durch Kriterien eines Beobachtungsleitfadens selektiv die Materialgewinnung so steuern, daß nicht unbewältigbare Berge entstehen. Später ist natürlich in jedem Fall die Datenselektion ein Problem der Auswertungstechnik. Hier gibt es verschiedene Techniken, die in qualitativ orientierten Ansätzen empfohlen werden, um Daten auszuwerten. Das geht von der Inhaltsanalyse, die Kategorien entwickelt, um Daten reduzieren können, über Auswertungsmethoden wie die "grounded theory", die gegenstandsbezogene Theoriebildung, bis hin zu psychoanalytischer Textinterpretation, die vorher die Aspekte definiert, die später ausgewertet werden sollen.

Gembris: Bei der quantitativen Forschung ist es ja so, daß die Daten schon in einer solchen Form erhoben werden, daß sie mit standardisierten Verfahren der Datenreduktion bearbeitet werden können. Und diese standardisierten Verfahren gibt es bei der qualitativen Forschung ja so nicht. Ich sehe da zum Beispiel zwei Punkte, wo ich gerne einhaken würde. Das eine ist folgendes: Wenn man sich von vornherein überlegen würde, welche Datenreduktionsverfahren ich anwende, widerspricht das ja zum Beispiel dem Ansatz, den die "grounded theory" propagiert. Die besagt ja, wenn ich sie richtig verstehe, daß die Strategien auch während des Datensammelns erst entstehen. Das andere ist, daß es ja auch gerade innerhalb der qualitativen Forschung Ansätze gibt, die sehr ausführlich und alles interpretieren, die sogar die Länge der Pausen interpretieren, die parasprachliche Äußerungen mitinterpretieren. Ich denke zum Beispiel an die objektive Hermeneutik, wo anhand anhand eines kurzen Textsegmentes viele Seite Interpretation entstehen, über das, was es vielleicht bedeuten möchte oder könnte. Wenn wir das nur einmal hochrechnen auf, sagen wir einmal, zwei Interviews.

Dann wird der Text, der anhand eines Interviews produziert wird ein, ein mehrfaches, vielleicht hundertfaches umfassen.

Mayring: Da sind jetzt zwei Verfahren angesprochen, die sehr unterschiedlich sind, auch aus ganz unterschiedlichen Forschungstraditionen kommen. Die "grounded theory" ist in der Tat die vielleicht offenste Auswertungstechnik, wenn man es überhaupt Auswertungstechnik nennen kann, die offenste Forschungsstrategie, die am wenigsten vorwegbestimmt, was später bei der Forschung, bei der Datenanalyse herauskommt. Auf der anderen Seite gibt es hier auch ganz klare Kriterien, in welche Richtung man suchen will. Bei der "grounded theory" geht es vorwiegend darum, bestimmte theoretische Konstrukte aus dem Material herauszuholen. Sie ist nicht interessiert an einer Feinanalyse sämtlicher Abläufe innerhalb eines Gegenstandsfeldes. Sie ist interessiert an Konstrukten, die man für eine Theoriebildung verwenden kann. Und da hält sie sich ganz offen. Aber diese Blickrichtung ist ganz klar vorbestimmt, und da wird der Forscher auch nicht in Datenfülle erstickt, er wird vorher genau Vorstellungen haben, in welche Richtungen es Möglichkeiten einer Theoriebildung gibt und wird im Forschungszusammenhang danach suchen. Hier ist also schon eine Eingrenzung da.

Die Objektive Hermeneutik hat eigentlich auch wieder etwas ganz klar Definiertes zum Ziel. Sie geht zwar in der Feinanalyse am ausführlichsten vor, hat auch ganz klare Ablaufschritte und Verfahrensregeln, die sehr, sehr aufwendig sind. Aber ihre Zielrichtung ist auch wieder ganz spezifisch: Sie sucht nämlich durch diese Feinanalyse, sogenannte Strukturgeneralisierungen. Sie versucht aus der Analyse von beispielsweise sozialen Interaktionen, auf Sozialstrukturmerkmale zu schließen. Da kann es nun sein, daß ich für ein paar Interaktionssegmente sehr aufwendige Auswertungsarbeit habe, am Ende stehen dann aber ganz spezifische Folgerungen über die soziale Strukturen des Interaktionszusammenhangs, der untersucht wird. Das heißt, man nimmt sich Beispiele aus Interaktionen heraus, um über die Struktur der Interaktion Aussagen fällen zu können. Das ist also eine Analyse, die eher einen soziologischen Blickwinkel hat. Man muß mit der objektiven Hermeneutik, abgesehen davon, daß man es nicht kann, nicht reihenweise vielstündige Interviews auswerten. Da reichen schon kleine Ausschnitte, um etwas über die Struktur von sozialen Beziehungen aussagen zu können.

Gembris: Wer Arbeiten liest, die mit so einer Methode angefertigt sind, dem werden sehr viel Interviewpassagen zugemutet, während zum Schluß die Erkenntnis, die daraus gezogen wird, dann eigentlich nur wenige Seiten umfaßt. Mir geht es jedenfalls so, daß mich das auch nervt oder langweilt, wenn mir zugemutet wird, seitenlange Interviews zu lesen und dann noch anschließend die Feinanalysen dazu, wenn ich mich durch diese Textmassen durchwühlen muß. Am Schluß stehen dann vielleicht ein paar schlichte Aussagen. Wie läßt sich das so handhaben, daß die Auswertung auf der einen Seite illustrativ genug und transparent ist, und auf der anderen Seite auch dem Leser so schnell wie möglich zu den interessierenden Ergebnissen führt?

Mayring: Das ist ein Punkt, den ich auch kritisieren würde an vielen Berichten über qualitative Forschung, die ich kenne. Man muß dazu bedenken, daß diese Ansätze natürlich noch nicht sehr alt sind. Man hat zwar in der qualitativen Forschung anknüpfen können an hermeneutische oder geisteswissenschaftliche Traditionen, aber die Art von qualitativer Forschung, die heute praktiziert wird, ist doch neu, weil sie eben wirklich empirisch, systematisch arbeiten will. Ein guter Forschungsbericht sollte eigentlich ganz klar ein Gleichgewicht haben zwischen der Darstellung seiner Fragestellung, der Durchführung der Analyse und an den Ergebnissen. Ein Forschungsbericht, der nur Daten vorführen will, nur Interviewmaterial präsentieren will, verfehlt meiner Meinung nach seinen Zweck. Ich plädiere eindeutig für eine fragestellungsgeleitete Forschung. Man muß vorher klar sagen, in welche Richtung die Analyse gehen will. Es kann nicht Sinn eines Projektes sein, nur Protokolle zu präsentieren. Wenn man vorher Fragestellungen entwickelt hat, dann kann man auch die Interpretation auf diese Fragestellung beziehen und somit einen vernünftigen Erkenntnisfortschritt gewährleisten.

Gembris: Bei der quantitativen Forschung ist es ja so: Wenn jemand sagt, ich habe meine Daten mit einer Clusteranalyse nach dem Ward-Verfahren ausgewertet, oder mit einer R- oder Q-Faktorenanalyse, dann ist klar, welche Strategien angewendet wurden, um zu den Ergebnissen zu kommen. Oftmals ist aber bei qualitativen Forschungsarbeiten, z. B. auch bei Interviews oder Biographiestudien, nicht mehr durchschaubar, auf welchem Wege der Forscher oder die Forscherin zu den Ergebnissen oder Schlußfol-

gerungen gekommen ist. Welche Möglichkeiten gibt, es die Methoden zu kontrollieren?

Mayring: Dieser Anspruch ist ganz wichtig. Ich halte das für eines der Merkmale moderner, qualitativer Ansätze, daß sie die Forderung aufstellen, sich auch kontrollieren zu lassen, im Gegensatz zu vielen früheren hermeneutischen Ansätzen, bei denen man Interpretationen oft nicht mehr nachvollziehen kann. Ich glaube, daß man das durch bestimmte Verfahren eine Methodenkontrolle garantieren kann.

Gembris: Zum Beispiel?

Mayring: Da wäre das Wichtigste, daß die Systematik im Vorgehen so explizit gemacht wird, so genau beschrieben wird nach einzelnen Ablaufmodellen, nach einzelnen Verfahrensschritten, daß es für jeden durchschaubar ist und damit auch nachvollziehbar, intersubjektiv gemacht werden kann. Ein zweiter wichtiger Punkt wäre, das Sich-messen-lassen an eindeutigen Gütekriterien, auch etwas, was man aus quantitativ orientierten Ansätzen in die qualitative Forschung übernommen hat. Wenn der Forschungsprozeß abgeschlossen ist, sollte man noch einmal im nachhinein einschätzen können, wie exakt, wie verallgemeinerbar die Forschungsergebnisse sind. Und dazu dienen einerseits klassische Gütekriterien der Genauigkeit, Gültigkeit, Intersubjektivität. Dazu werden aber auch in der qualitativen Forschung eigene Gütekriterien diskutiert, wie die Nähe zum Gegenstand, wie der Vergleich mehrerer Analyseperspektiven, die zu dem selben Ergebnis führen und so fort.

Gembris: Aber die klassischen Gütekriterien aus der quantitativen Forschung wie Objektivität, Reliabilität oder Validität sind ja nicht so ohne weiteres übertragbar.

Mayring: Nein, sie sind nicht identisch übertragbar, obwohl es an manchen Stellen sehr wohl Parallelen gibt. Für die qualitative Inhaltsanalyse spielt die Intercoder-Reliabilität eine wichtige Rolle, also die Frage, ob verschiedene Interpreten oder Codierer zu denselben Ergebnissen kommen. Das kann man durchaus auch in qualitativ orientierter Forschung durch quantitative Koeffizienten überprüfen und ausdrücken. Auf der anderen Seite ist es richtig, daß sich die Gütekriterien in der qualitativen Forschung schon

sehr stark auf die einzelne Analyse beziehen müssen und zum Teil ja auch eigene Gütekriterien, zum Beispiel Gütekriterien für Fallanalysen, entwickelt worden sind.

Gembris: Wobei dann natürlich das Problem entsteht, die Gütekriterien verschiedener Untersuchungen miteinander zu vergleichen. Wenn ich einen Reliabilitätskoeffizienten habe, dann weiß ich worum es geht, aber wenn sehr verschiedene Maßstäbe angesetzt werden, ist der Vergleich schwierig.

Mayring: Aber das führt wieder zu einem der Wesensmerkmale qualitativer Ansätze zurück, daß man, weil man möglichst nahe am Gegenstand sein möchte, nicht vorfabrizierte Verfahren übernehmen will, deswegen natürlich Schwierigkeiten hat in der Standardisierung der Verfahren und deswegen darauf angewiesen ist, Argumente für Verallgemeinerungen zu finden und auch bei der Frage der Gütekriterien gute Argumente anzuführen für die Güte der eigenen Forschung.

Gembris: Mir scheint, daß die in den einschlägigen Publikationen beschriebenen Forschungs- und Auswertungsstrategien jeweils an mehr oder weniger speziellen Untersuchungsthemen oder Fragen entwickelt werden. Das ist ja sicher auch ein typisches Merkmal der qualitativen Forschung. Nehmen wir zum Beispiel die Formen der qualitativen Inhaltsanalyse, die Du entwickelt und beschrieben hast. Wie verhält es sich da mit der Anwendbarkeit auf andere Bereiche? Inwieweit kann man zum Beispiel die qualitative Inhaltsanalyse überall anwenden oder gibt es Einschränkungen?

Mayring: Natürlich gibt es Einschränkungen, und ich plädiere sehr für ein Verständnis qualitativer Forschung, das die Methodik am Gegenstand festmacht. Der Gegenstand und die Fragestellung, die auf den Gegenstand bezogen ist, sollten mich eigentlich zu den Methoden hinführen, die ich am sinnvollsten anwenden kann. Und da kann man nach meinem Verständnis durchaus verschiedene Methoden kombinieren, sich Methoden aussuchen aus dem Methodenspektrum, das doch heute schon sehr bunt ist, sehr breit ist, um die adäquateste Methode zu finden. Ich hoffe, daß wir in diesem Punkt ein einseitiges Schulendenken überwunden haben, indem Vertreter einzelner methodischer Ansätze nur ihren eigenen Ansatz immer wieder anwenden, ganz egal um welchen Gegenstand es geht. Auf die quali-

tative Inhaltsanalyse bezogen, ist es eindeutig so, daß sie nur unter bestimmten Fragestellungen sinnvoll sein kann und in anderen Problemreichen nicht adäquat ist.

Gembris: Nun ist bei der Auswertung qualitativer Daten die Bildung von Kategorien und Indikatoren ein wichtiger Schritt. Inwieweit ist der Prozeß der Kategorien- und Indikatorenbildung systematisierbar? Inwieweit handelt es sich dabei um spezielle und individuelle Fähigkeiten des einzelnen Forschers, die einem strengen Kriterium von Wissenschaftlichkeit nicht genügen?

Mayring: Nach meinem Wissenschaftsverständnis muß die Kategorienbildung, die Bildung von Indikatoren, systematisierbar sein. Ich sehe, was die Kategorienbildung anlangt, zwei grundsätzliche Wege: der eine mittels Deduktion von oben nach unten, also die Ableitung von Kategorien aus Theorien, aus theoretischen Annahmen. Ein Weg, der sehr oft angewandt wird und sehr sinnvoll anwendbar ist.

Der zweite Weg wäre der induktive Weg aus dem Material heraus. Da wäre wieder das Beispiel der "grounded theory" anzufügen, die genau das als eines ihrer Ziele hat, nämlich methodisch kontrolliert und systematisch Kategorien aus dem Material heraus zu entwickeln, indem man, wie in diesem Beispiel, genau die Bedingungen angibt, unter denen man eine bestimmte Vermutung zu einer Kategorie gefunden hat und dann schrittweise neues Material dazu sucht, die verschiedenen Kontexte solcher verschiedener Fundstellen miteinander vergleicht, um so zu einer Verallgemeinerung einer solchen Kategorie zu kommen. Soweit zu den Kategorien.

Auch bezüglich der Indikatoren gibt es Strategien, systematisch vorzugehen. Beispielsweise wurden im Rahmen der Inhaltsanalyse solche Verfahren beschrieben, wie man durch systematisches Sammeln von Beispielen, die eine Kategorie indizieren, durch Entwickeln von Regeln, die genau festlegen, was unter ein Kategorie fällt und was nicht, wo die Abgrenzungslinien zwischen verschiedenen Kategorien sind, wie durch solche Verfahren Indikatoren absichern können.

Gembris: Wie siehst du das künftige Verhältnis zwischen qualitativer und quantitativer Forschung?

Mayring: Ich habe bereits am Anfang gesagt, daß ich beides nicht als eindeutig voneinander abgrenzbar, auch nicht als wirkliche Gegensätze sehe, sondern nur als Schwerpunkte im Forschungsstil. Ich bin der Meinung, daß jede Art von Forschung per se qualitative Elemente in sich trägt, wenn es um die Entwicklung des Analyseinstrumentariums geht einerseits, wenn es um die Interpretation von Ergebnissen geht andererseits. Jede Art von Forschung ist irgendwo qualitativ. Auf der anderen Seite kann man in vielen sogenannten qualitativen Forschungsprojekten durchaus quantitative Analysetechniken einsetzen, wenn man genau die Punkte bestimmt, an denen solche Quantifizierungen sinnvoll sind und wenn man diese Quantifizierungen begründet und dann auch interpretiert. Es ist also kein Gegensatz. Die neueren Ansätze, die zum Beispiel auch untersuchen, inwieweit qualitative Verfahren durch Einsatz von PCs optimierbar sind, zeigen auch, daß hier gar keine Berührungängste da sind, daß das eigentlich ein einheitlicher Forschungsprozeß ist. Es kommt nur darauf an, daß sich beide Ansätze ergänzen, daß die Verfahren möglichst explizit und möglichst begründet gestaltet werden, sei es nun durch den Einsatz qualitativer oder quantitativer Analyseschritte.